

NeuLand

Landauer Campusmagazin

UNIVERSITÄT
KOBLENZ · LANDAU

2013 / 01 / Nr. 34

Im Gespräch: Poetik-Dozent Abbas Khider über Literatur und Heimat

Seite 8

Warum? Darum!

Antworten auf Fragen
aus der Uni-Welt

Seite 2

Kooperation:

Tuchführung mit dem
Reich der Mitte

Seite 4

Landesgartenschau:

Planungen laufen
auf Hochtouren

Seite 7

Brückenbauer:

Wie Tutoren Studierenden im
Uni-Alltag helfen

Seite 12

Warum? Darum!

Fragen, die Sie sich schon immer gestellt haben ... und auf die Sie nur in NeuLand Antworten erhalten. Unsere neue Leseraktion.

? Warum fahren in den Gebäuden I und K die Jalousien manchmal bei schönstem Sonnenschein hoch und bei trübem Wetter runter?

! Darum: Die automatische Steuerung der Jalousien ist nicht nur von der Stärke der Sonneneinstrahlung, sondern auch von der Windstärke abhängig.

Das Hochfahren der Jalousien ab einer bestimmten Windstärke ist so gewollt, um Beschädigungen zu verhindern. Das Herunterfahren der Jalousien ist über lichtempfindliche Fotозellen gesteuert, welche die Verschattung erst bei stärkerer Sonneneinstrahlung auslösen. Ein Herunterfahren bei komplett trübem Wetter ist insofern nicht möglich.

Es kann allerdings vorkommen, dass der untere Gebäudebereich am Nachmittag verschattet ist, während gleichzeitig die Abendsonne auf die oberen Stockwerke scheint. Bei einer solchen Konstellation ist es möglich,



dass in allen Stockwerken die Jalousien herunterfahren. Sollte es dann in einzelnen Räumen zu dunkel werden, ermöglichen Schalter in jedem Raum, die Jalousien – unabhängig von der Automatik – den individuellen Anforderungen entsprechend einzustellen. Nur bei Wind lassen sich die Jalousien aus Sicherheitsgründen nicht herunterfahren.

Markus Ramp, Pressesprecher / Leiter Unternehmenskommunikation Landesbetrieb Liegenschafts- und Baubetreuung

? Warum riecht es im Gebäude K so oft nach Essen?

! Darum: Im Gebäude K gibt es eine Lehrküche, die die Studierenden des Fachs Wirtschaft und Arbeit mit dem Schwerpunkt Ernährungs- und Verbraucherbildung nutzen. Die Küche bietet Platz für zwölf Studierende und ist im Semester regelmäßig in Betrieb (12 SWS im laufenden Semester).

Ausgestattet ist sie etwas besser als eine normale Haushaltsküche: zwei E-Herde, einen Induktionsherd, Mikrowelle, Kühl- und Gefrierkombination, Dampf-



garer, kleine Industriespülmaschine, Waschmaschine, Trockner und weitere Geräte, die man in der Küche so gebrauchen kann wie Nudelmaschine, Wok, Bräter (zum Beispiel für den Rehrücken). Was wir nicht haben, sind Austergabeln ... Dafür aber eine Doku-Cam und einen schönen großen Flachbildschirm für die Theorie.

Von anderen Instituten kann die Küche für Lehrveranstaltungen genutzt werden, wenn die Lehrperson eine Hygieneschulung gemacht hat.

Der Geruch von aufgewärmten Ravioli aus der Dose kommt übrigens nicht aus dem Raum 0.13! Schon eher der Duft von selbst gemachten Ravioli, Brot oder Käse.

Dr. Iris Brandenburger, Institut für Umweltwissenschaften, Ernährungs- und Verbraucherbildung

Sicher stoßen auch Sie im täglichen Leben an der Landauer Uni häufig auf solche „Warums“. Was wollten Sie eigentlich immer schon mal wissen? Stellen Sie uns Ihre Warum-Fragen und wir liefern Ihnen das Darum dazu ... Die sinnigsten und unsinnigsten Fragen über Landau und die Uni: NeuLand beantwortet sie alle. Ihre Warum-Fragen schicken Sie an: theil@uni-koblenz-landau.de

„Habe das Amt nicht angestrebt“

Vier Jahre hat Prof. Dr. Ulrich Sarcinelli als Vizepräsident das Gesicht des Campus Landau geprägt. Am 31. März endet die Amtszeit des Politikwissenschaftlers.



Akademiegespräche, Semesterpolitikum, Frank-Loeb-Gastprofessur und Hambacher Gespräche. Groß ist die Zahl der Veranstaltungen, die Ulrich Sarcinelli in Landau ins Leben gerufen hat. Die Liste der prominenten Köpfe, die er in die Südpfalz locken konnte, liest sich wie das Who is Who der deutschen Politik und Gesellschaft: Klaus Töpfer, Wolfgang Huber, Gregor Gysi oder Gesine Schwan sind nur einige davon. Wie kam es dazu, dass sich die Prominenz in Landau die Klinke in die Hand gibt? Sarcinellis wissenschaftliches Steckbrief ist die Politikvermittlung. „Da lag die Frage nach der eigenen Politikvermittlung nahe“, verrät er. Die Antwort fand Sarcinelli zunächst in dem Semesterpolitikum. Das Thema „Kopftuchurteil“ und der damalige Verfassungsrichter Helmut Simon lockten trotz Glatteis über hundert Besucher auf den Campus. „Das hat mich ermutigt, mit der Veranstaltung weiterzumachen und diese auszuweiten“, als Dienstleistung des Frank-Loeb-Instituts und

der Landauer Politikwissenschaft für die regionale Öffentlichkeit.

Trotz Lebenszeitprofessur in Kiel nahm Sarcinelli 1995 den Ruf nach Landau an. „Ich hatte den Eindruck, dass ich hier etwas aufbauen kann.“ Zwei Dinge lagen ihm von Anfang an am Herzen: Das in seinem Fach damals auf das Lehramt an Grund- und Hauptschulen eingeschränkte Studienangebot auszubauen und die Landauer politikwissenschaftliche Forschung bekannt zu machen. 2002 wurde der interdisziplinäre Studiengang „Sozialwissenschaften“ ins Leben gerufen, der heute vier Fächer umfasst. „Der Studiengang floriert und die Absolventen kommen beruflich gut unter“, freut sich der Initiator.

Angestrebt habe er das Amt des Vizepräsidenten nicht, gesteht Ulrich Sarcinelli. „Nach der Entscheidung für diese Aufgabe habe ich sie aber sehr gerne erfüllt“, die repräsentativen Verpflichtungen ebenso wie die Forschung als zuständiger Vizepräsident

voranzutreiben. „Was ich in den vergangenen Jahren an Forschungsentwicklung miterleben durfte, hätte ich mir anfangs nicht vorstellen können.“ Die Strategie, sich auf bestimmte Profile zu konzentrieren, die internationalen Standards gerecht werden, tue der Universität gut: So gelang es in Landau, mit den Umweltwissenschaften in relativ kurzer Zeit ein Forschungsprofil zu entwickeln, das mit DFG-Forschergruppe, Drittmittelvolumen und Internationalisierung für sich spräche. Auch im jüngsten Schwerpunkt „Kommunikation, Medien, Politik“ sei es gelungen, eine forschungsstarke Gruppe von weit entfernten Fächern sogar campusübergreifend zu vereinen. Derzeit stehe ein neuer Schwerpunkt mit geisteswissenschaftlichem Fokus in den Startlöchern.

Auch wenn er vorrangig für die Forschung zuständig war – als Kopf des Landauer Campus war es Ulrich Sarcinelli wichtig, Akzente in der Lehrerausbildung zu setzen. Ein erster Schritt war die Etablierung der Campusschule. Eine weitere Vision: In Landau gibt es sehr gute Strukturen, die er gerne in ein „Landauer Modell“ zusammenführen würde. „Wir haben eine Infrastruktur und Peripherie bildungswissenschaftlicher Art, die es an anderen Standorten nicht gibt.“ Auch stehen die Zeichen gut, dass bald in Landau alle Schularten studiert werden können. Derzeit finden intensive Gespräche mit der FH Worms statt, um in Kooperation das Lehramt für Berufsbildende Schulen zu etablieren.

„Ich bin meinem Beruf mit Leidenschaft nachgegangen“, verrät Sarcinelli. Daher sei er angesichts des bevorstehenden Ruhestandes schon verunsichert, sei dies doch ein zentraler Einschnitt. Zunächst wird er ein Semester pausieren und es dann nach dem „Lustprinzip“ halten. Sicher ist die vierte Auflage seines Buches „Politische Kommunikation in Deutschland“ und vielleicht eine Grundlagenvorlesung. Auch werde er häufiger Skilaufen und seine Geige reaktivieren. **(ket)**

Auf Tuchfühlung mit dem Reich der Mitte

Chinas Volkswirtschaft boomt, wie es sich westliche Länder heute nur noch erträumen können. Seit 1989 pflegen Rheinland-Pfalz und die südchinesische Provinz Fujian eine Partnerschaft, von der Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft und Umwelt profitieren. Auch die Universität in Landau möchte künftig mit der Wachstumsregion kooperieren.

„Das Interesse an Deutschland in Fujian ist groß.“ Der Vizepräsident der Universität Koblenz-Landau, Prof. Dr. Ulrich Sarcinelli, konnte sich vor zwei Jahren als Mitglied einer Delegation des Ministerpräsidenten Kurt Beck persönlich einen Eindruck von Fujian und der Provinzhauptstadt Fuzhou machen. Er traf auf weltoffene Wissenschaftler, die unter modernen Bedingungen forschen, und auf junge Chinesinnen und Chinesen, die sich nach Studienmöglichkeiten in Deutschland erkundigten. „Der Druck auf die jungen Menschen dort ist groß“, so Sarcinellis Eindruck aus den Gesprächen. Sie wüssten um die finanziellen Anstrengungen, die ihre Eltern für ein Studium auf sich nähmen und seien sich der Verantwortung bewusst, nach Abschluss einen gut bezahlten Job zu bekommen – gerne auch in Deutschland.

Neben Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft steht das Thema Umwelt im Fokus der Partnerschaft zwischen Fujian und Rheinland-Pfalz. Hier sieht Sarcinelli spannende Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen der Landauer Universität und der Universität in Fuzhou - auf Forschungsebene oder aber in der akademischen Lehre. Gerade der englischsprachige Master Ecotoxicology, den die Landauer Universität seit 2009 anbietet, käme für chinesische Studierende thematisch, aber auch aufgrund der geringen sprachlichen Hürde in Frage.

Die Umweltprobleme steigen mit dem wirtschaftlichen Wachstum rasant an, aber auch das Bewusstsein darüber und damit die Erkenntnis etwas tun zu müssen. „Hier kann die Umweltpertise aus Landau zusammen mit der Kenntnis der Situation vor Ort, die bei den Partnern vorhanden ist,

zielführend kombiniert werden“, so Prof. Dr. Ralf Schulz, Dekan des Fachbereichs 7: Natur- und Umweltwissenschaften.

Um chinesische Studierende generell sprachlich fit für ein Studium in Deutschland zu machen, bietet die Rheinland-Pfalz-Akademie in Fuzhou Deutschkurse an. Anna Kloczkowska, die in Koblenz Mathematik und Englisch für das Lehramt an Grundschulen studiert hat (siehe Interview auf dieser Seite), ist eine der derzeitigen Lehrerinnen. Die Rheinland-Pfalz-Akademie vermittelt als gemeinnütziger Verein seit 2004 auch öffentliche und private Kontakte zwischen der chinesischen Provinz Fujian und Rheinland-Pfalz.

Erste Annäherungen laufen auch bereits zwischen dem Institut für Bildende Kunst und Kunstwissenschaft und dem Department of Arts der Universität Fuzhou. Kunstdidaktik-Professor Christoph Zuschlag war im Herbst vergangenen Jahres für erste Gespräche in Fuzhou. Im April wird eine chinesische Abordnung den Standort Landau besuchen und Möglichkeiten einer Kooperation ausloten.

Wie es nun konkret weitergeht? Die Frage entlockt Vizepräsident Sarcinelli ein wissendes Lächeln. Auch er habe nach deutscher Manier nach den ersten Gesprächen gleich konkrete Planungsschritte einleiten wollen. Doch das funktioniere mit chinesischen Partnern nicht. Da heiße es, sich in Geduld zu üben, weitere Gespräche zu führen und geduldig abzuwarten. So schrieb schon der große chinesische Gelehrte Konfuzius: „Ist man in kleinen Dingen nicht geduldig, bringt man die großen Vorhaben zum Scheitern.“ *(ket)*



Auslandseinsatz China

Seit September 2012 lebt und arbeitet Anna Kloczkowska in Fuzhou, der Hauptstadt der südostchinesischen Provinz Fujian. An der Rheinland-Pfalz-Akademie Fujian unterrichtet die Koblenzer Alumna zunächst für ein Jahr junge Chinesen in deutscher Sprache. **Kerstin Theilmann** sprach mit der Grundschulpädagogin über ihre Arbeit und das Leben in der Sieben-Millionen-Stadt.



NeuLand: Frau Kloczkowska, wie kamen Sie auf die Idee, als Deutschlehrerin nach Fuzhou zu gehen?

Kloczkowska: Während meiner Studienzzeit habe ich einige Praktika an ausländischen Bildungseinrichtungen im DaF-Bereich machen können. Die Arbeit mit einheimischen Erwachsenen und auch das Leben in Asien hat mir so gut gefallen, dass ich beschlossen habe, nach meinem Studium im Ausland zu unterrichten. Ich habe mich bei der Rheinland-Pfalz-Akademie Fujian beworben, weil mich das Profil dieses Instituts sehr angesprochen hat. Als Absolventin einer rheinland-pfälzischen Universität wollte ich bei den Kooperationen zwischen Rheinland-Pfalz und der Provinz Fujian tatkräftig mitwirken und freue mich, dass ich als deutsche Lehrkraft für dieses Kooperationsprogramm ausgewählt wurde. Und nachdem ich das Leben in Vietnam, Indien und Indonesien kennen gelernt hatte, wollte ich ein neues Land erkunden.

Wie sieht denn Ihr Arbeitsalltag aus?

Neben der Unterrichtsvorbereitung und -durchführung sowie Sprechstunden werden von uns Lehrkräften auch außer-curriculare Aktivitäten angeboten. Bei der Veranstaltung „D:Plus“ zum Beispiel wird den Studierenden die deutsche Kultur nähergebracht. Besonders spannend für die Studierenden ist es, wenn wir Gäste aus Rheinland-Pfalz bekommen, die dann aus ihrer Perspektive vom Leben in Deutschland erzählen. Hier wirken oft die Studierende mit fortgeschrittenem Sprachniveau als Übersetzer. Eine andere Initiative ist die Redaktion des Newsletters „Der Glücksbote“, der von den Studierenden eigenständig erstellt wird. „Der Glücksbote“ beinhaltet Ar-

tikel zum Beispiel rund um das studentische Leben, die sowohl auf Deutsch als auch auf Chinesisch verfasst werden. Ich stehe den Studierenden als Ratgebende auch im Hinblick auf ihre Textproduktion zur Seite.

Sprechen Sie selbst Chinesisch? Falls Nein, wie bringen Sie den Chinesen die deutsche Sprache näher und erklären beispielsweise die Grammatik?

Leider spreche ich noch kein Chinesisch, nehme aber seit einigen Wochen an einem Sprachkurs teil. Meine Studenten verfügen bereits über elementare Deutschkenntnisse, sodass eine grundlegende Verständigung im Unterricht gewährleistet ist.

Außerdem sind die Unterrichtsräume mit modernen Medienanlagen ausgestattet. Die farbigen Hervorhebungen in den PowerPoint-Präsentationen zum Beispiel helfen den Studierenden, die Grammatik besser zu verstehen. Ansonsten lautet die Regel: Das Sprechtempo und die Satzkomplexität samt dem Wortschatz an das Niveau der Lerner anpassen! Besonders bei Anfängern spielt auch der Einsatz der Körpersprache eine wesentliche Rolle. Kontextbezogene Beispiele mit Einbezug der nonverbalen Kommunikation sind insbesondere bei Erläuterungen unbekannter Wörter ein Muss!

Wie erleben Sie Fuzhou?

Fuzhou ist eine schöne, grüne Stadt, die landschaftlich viel zu bieten hat! Sie ist von Bergen umgeben und am Min-Fluss gelegen, dem bedeutendsten Fluss der Provinz Fujian. Es gibt hier einige schöne, große Parkanlagen, in denen man dem sonst lauten und chaotischen Alltag für einen Moment entfliehen kann. Ebenfalls erwähnenswert ist die alte chinesische Architektur, die in einigen Gebieten der Stadt



Anna Kloczkowska unterrichtet für ein Jahr Deutsch an der Rheinland-Pfalz-Akademie in Fuzhou.

erhalten geblieben ist. Wenn man entlang der „Sanfan Qixiang“, der historischen Straße, spazieren geht, bekommt man schnell das Gefühl, in ein früheres Zeitalter versetzt zu sein. Jedoch sind in Fuzhou überwiegend moderne Gebäude und Hochhäuser vertreten – und es werden immer mehr, denn überall wird gebaut! Weniger erfreulich ist die etwas vermogte Luft, die leider oft den schönen Ausblick auf das Gebirge verhindert.

Was sind die größten Herausforderungen des alltäglichen Lebens, wenn man als Europäerin in China lebt?

Ganz klar: Die Sprache! Stellen Sie sich vor, Sie stehen an einer Bushaltestelle. Sie möchten an einen bestimmten Ort fahren, wissen aber nicht genau, welchen Bus Sie nehmen müssen. Es gibt zwar einen Fahrplan, aber Sie können die chinesischen Schriftzeichen nicht lesen. Gerne würden Sie die Person, die neben Ihnen steht, fragen, diese spricht jedoch nur Chinesisch. Da die Option, irgendeinen Bus zu nehmen und zu hoffen, dass man am gewünschten Ort ankommt, zu riskant ist, bleiben Ihnen nur noch zwei Möglichkeiten. Entweder Sie rufen jemanden an, der Chinesisch und Deutsch beziehungsweise Englisch sprechen kann, und

drücken der erstbesten Person, die Ihnen entgegenkommt, das Handy in die Hand und lassen das Problem lösen – oder Sie geben Ihr Vorhaben auf. Zu Beginn meines Aufenthalts hier in China war ich vielen solchen Situationen ausgesetzt. Mit der Zeit aber findet man Möglichkeiten, sich selbst zu helfen.

Was hat Sie bislang am meisten von Land und Leuten beeindruckt?

Die Offenheit und Gastfreundlichkeit der Chinesen gegenüber Ausländern. Nicht selten werde ich von der Obstverkäuferin oder dem Schuster an der Straßenecke angelächelt und zu einem kleinen Plausch eingeladen. Wenn die Gegebenheiten es erlauben, wird auch Tee oder heißes Wasser angeboten. Das würde in Deutschland nie passieren! Den Chinesen ist es wichtig, dass Ausländer sich in ihrem Land wohl fühlen. So groß das Land auch ist, so vielseitig sind auch die Kulturen, die China zu bieten hat. Dabei beziehe ich mich nicht nur auf die Provinzen, sondern sogar auf die einzelnen Städte. Fuzhou hat zum Beispiel einen eigenen Dialekt, den Fuzhou-Dialekt, der neben Mandarin in Fuzhou und den umliegenden Gebieten verbreitet ist und von den Einheimischen gesprochen wird.

Und was hat Sie eher befremdet?

Wer mit Chinesen Kontakt aufnimmt und im Rahmen eines Gesprächs gerne schnell zum Punkt kommt, sollte seine bisher erworbenen rhetorischen Fähigkeiten über Bord werfen. Direkte Aussagen und Bitten sind hier nicht erwünscht. Offene, aber höfliche Kritik ist ein absolutes Tabu und bedeutet Gesichtsverlust des Gegenübers. Vielmehr werden langes Drumherumreden und verblühte Äußerungen hochgeschätzt. Dies ist eine Redekunst, mit der die Chinesen bestens vertraut sind. Sie wissen genau, was sie sagen dürfen, und die Botschaft wird vom Gesprächspartner, sofern es ein Chinese ist, richtig „entschlüsselt“. „Ja“ kann manchmal auch „nein“ heißen und umgekehrt. Bei Ausländern kommt es aber oft zu Missverständnissen, weil wir diese Technik selten gelernt haben.

Was vermissen Sie denn am meisten aus Ihrer Heimat?

Meine Familie sowie auch Freunde aus Deutschland, insbesondere bei Festen wie Weihnachten und Ostern sowie bei Geburtstagen. Das ist der Nachteil, wenn man im Ausland lebt. Man muss sich damit anfreunden, dass man die Eltern nicht „mal eben“ am Wochenende besuchen kann. Außerdem fehlt mir manchmal das deutsche Essen. Nicht, dass die chinesischen Speisen nicht schmecken. Es geht aber doch nichts über das deutsche, herzhaftes Frühstück! Knusprige Kaiserbrötchen mit Schinken oder Gouda-Käse drauf und ein Kännchen mit deutschem Filterkaffee. Gerne darf auch ein hart gekochtes Ei dazu kommen.

Wie sehen Ihre weiteren beruflichen Pläne aus? Wird China weiterhin eine Rolle spielen?

Die Arbeit mit den Studierenden aus dem Kooperationsprogramm bereitet mir viel Freude und die beruflichen sowie kulturellen Erfahrungen, die ich hier sammle, sind unbezahlbar! Außerdem genügt ein Jahr nicht, um einen tieferen Einblick in die Kulturen Chinas zu bekommen und die Sprache auf einem fortgeschrittenen Niveau zu erlernen. Deshalb würde ich gerne nach Möglichkeit für ein weiteres Jahr hier bleiben.

Nachhaltigkeit im Fokus

Die Bauarbeiten auf dem künftigen Gelände der Landesgartenschau sind in vollem Gange, die Stadt ist eifrig dabei, sich für das Großereignis in 2014 herauszuputzen. Auch an der Universität laufen die Planungen für die Gartenschau auf vollen Touren. Ein Schwerpunkt werden Umweltbildung und Umweltwissenschaften sein.

Für die Universität war schon sehr früh klar, die Chance nicht ungenutzt zu lassen, auf der Landesgartenschau ihre Stärken in Forschung und Lehre einem großen Publikum zu präsentieren. Bereits seit der Bewerbung Landaus als Austragungsort der Blumenschau erfolgen intensive Gespräche zwischen Universität, Stadt und Landesgartenschau GmbH. Denn eine Gartenschau in einer Universitätsstadt muss anders sein, als in anderen Orten. Darüber sind sich Vizepräsident Prof. Dr. Ulrich Sarcinelli und sein designierter Nachfolger Prof. Dr. Ralf Schulz einig. Zentrale Anlaufstelle der Uni-Präsenz wird das Gebäude 110 neben der SWR-Bühne sein. Die Dauerausstellung, die die Studiengänge und Forschungsschwerpunkte der Universität zum Inhalt haben wird, sollen Einzelprojekte verschiedener Institute ergänzen.

Ganz im Zeichen des Landesgartenschau-Mottos sieht Ralf Schulz die Nachhaltigkeit im Zentrum des universitären Engagements. Besonders im Hinblick auf die Umweltbildung in Schulen: „Wir würden gerne in die Landesgartenschau vor dem Hintergrund investieren, dass weitere Mittel nachhaltig verfügbar gemacht werden können.“ Wie das aussehen kann? Rund um die Landesgartenschau sollen didaktische Forschungsprojekte laufen, die untersuchen, wie Schüler mit diesem Event näher an Umweltfragen herangeführt werden können. Die Projekte sollen dann auf der Landesgartenschau zum Einsatz kommen. Ein Dienstleistungsangebot der Universität für die Landesgartenschau ließe sich somit mit einer spannenden Forschungsfrage verbinden. In der ersten Hälfte von 2013 werden zur Finanzierung des Projektes Anträge an einschlägige Stiftungen formuliert. So



Gebäude 110 (unten im Bild) soll zentrale Anlaufstelle der Uni-Präsenz auf der Landesgartenschau werden.

sollen sich die von der Universität eingesetzten Mittel multiplizieren. Die Anschubfinanzierung ist mit einem Sonderfonds der Universität garantiert.

„Wir wollen Landau langfristig als DEN Standort für Umweltwissenschaften und Umweltbildung positionieren“, bekräftigt Vizepräsident Ulrich Sarcinelli das Engagement der Universität auf der Landesgartenschau. Dass Pflanzen nicht nur Gärten verschönern, sondern einen großen Nutzen für die Biodiversität haben, soll den Besuchern der Schau verdeutlicht werden. Pflan-

zen bieten nicht nur Lebensraum für viele Tierarten, sie können auch mit Schadstoffen belastete Gewässer reinigen, wie Ralf Schulz erläutert.

Auch wenn der Schwerpunkt auf den Themen Umwelt und Bildung liegen wird, kommen andere Bereiche der Universität nicht zu kurz. Projekte aus der Bildenden Kunst und der Kultur, den Erziehungswissenschaften und der Informatik sind fest eingeplant. Eines ist schon heute sicher: Das bunte Programm wird ein lebhaftes Bild der Universität zeigen. **(ket)**

Heimat ist kein Ort, sondern ein Gefühl

„Ansichtssache Deutschland“ lautet das Thema der Poetik-Dozentur im Wintersemester. Inhaber sind Abbas Khider, Tom Buhrow und Sabine Stamer. Abbas Khider gibt im Interview mit **Kerstin Theilmann** Einblick in sein literarisches Werk und in das, was ihn bewegt.

NeuLand: *War es schon immer Ihr Wunsch, Schriftsteller zu werden?*

Abbas Khider: Ja. Ich vermute, ich war 16 Jahre alt, da fing ich an zu schreiben, und seitdem wollte ich nichts anderes mehr machen. Und ich kann auch nichts anderes (lacht).

Was haben Sie denn als Jugendlicher geschrieben? Geschichten? Gedichte?

Als junger Mann wollte ich nur Gedichte schreiben. Ich habe viele Autoren nachgeahmt, auch ausländische, die ins Arabische übersetzt worden sind. Der erste, den ich wirklich sehr gemocht habe, war Rasul Gamzatov, ein russisch-kaukasischer Schriftsteller. Ich wollte unbedingt Gedichte wie er schreiben. Bei Jannis Ritsos habe ich gemocht, wie er erotische Gedichte geschrieben hat. Und ich wollte unbedingt wie er erotische Gedichte schreiben (lacht). Das war sicher naiv von mir, aber da gab es bereits die Liebe zum Schreiben. Ich hatte den Eindruck, ich kann die Welt sprachlich neu formen und neu verstehen.

Ist auch heute das Schreiben für Sie ein Grund, die Welt besser zu verstehen?

Für mich ist Literatur allgemein eine Art Ablehnung der erlebten Welt. Manchmal schreibe ich, weil ich wütend und zornig bin oder mich rächen will. Und manchmal habe ich den Eindruck, etwas läuft nicht richtig und keiner sieht es. Und das will ich allen zeigen, unbedingt. Es klingt vielleicht naiv: Aber ich habe immer den Eindruck,

ein Schriftsteller ist ein Revolutionär, nicht mit einer Waffe, aber mit einem Bleistift. Ich brauche immer etwas, wogegen ich kämpfe.

Sehen Sie sich als politischen Schriftsteller?

Niemals. Ich glaube, Schriftsteller und die Literatur stehen über der Politik, aber nicht über dem Leben. Es gab auch in Deutschland schon Debatten. Unter anderem sagte Hans Magnus Enzensberger einmal etwas Schönes: Die beste Sprache, die ein Schriftsteller benutzen soll, ist eine lauwarmer Sprache, weder kalt noch sehr warm, sondern eine Mischung. Deshalb versuche ich immer, inhaltlich, aber auch bei der literarischen Form, so viel wie möglich zu machen. Und diese Kombination, diese goldene Mitte suche ich immer beim Schreiben. Deswegen bezeichne ich mich nicht als politischen Schriftsteller. Aber ich bin ein Schriftsteller, der sich um den historischen Kontext kümmert. Warum? Ich schreibe übers Leben. Ich versuche auch, Geschichte darzustellen, aber anders als in einem Geschichtsbuch. Ich bin Historiker, aber auf eine andere Art und Weise. „Politische Autoren“, die hauptsächlich Literatur schreiben, sind neue Historiker, vermutlich literarische Historiker, aber keine politische Autoren.

Neue Historiker, da sie die Geschichte lebendiger und zugänglicher darstellen?

Nicht nur. Es wird etwas gezeigt, was man nicht lesen kann in einem Geschichtsbuch. Historiker schreiben über den Krieg und

zählen dabei auf, wie viele Gefängnisse oder Konzentrationslager es gab. Aber in einem Roman wird das Thema anders dargestellt, vielleicht aus der Sicht eines Kindes. Oder aus der Sicht einer Frau, die ihren Mann verloren hat, die weint und trauert. Das können nur Schriftsteller beschreiben, das können Historiker nicht. Das ist eine andere Art, Geschichte zu schreiben. Wir bewahren das wahre Leben, das sonst verloren geht. In meinem zweiten Roman „Die Orangen des Präsidenten“ wollte ich den Krieg kritisieren. Aber ich wollte das nicht auf die einfache Art. Denn das können alle, oder? Ich wollte etwas finden, das nicht banal ist, eine neue Metapher. Und ich habe beschrieben, wie die Tauben den Krieg erleben.

Historiker zeichnen die Welt nach, wie sie war. Schriftsteller arbeiten auch mit Fiktion ...

Ja klar! Wie gesagt, als Schriftsteller lehne ich manchmal das Leben, eine bestimmte Art der Wahrheit ab. Und ich versuche, diese Wahrheit darzustellen. Das kann man nicht ohne Phantasie. Man kann nicht die ganze Zeit nur über sich schreiben. Man braucht andere Menschen, was sie denken, wie sie sich fühlen. Bei der Zeit muss man ganz genau arbeiten wie ein Wissenschaftler. Zum Beispiel kann ich in einem Roman, der 2001 in Deutschland spielt, nicht von Euro sprechen, denn da gab es noch die D-Mark. An diese Details muss man sich genau halten. Wie haben aber die Menschen den Übergang von der Mark zum Euro erlebt? Wie er-

„Literaten sind die neuen Historiker“



lebte das ein Deutscher, wie ein Ausländer, wie ein Migrant, der nicht einmal Geld hat? Das in einem Roman zu verarbeiten, dafür braucht man Phantasie, wie die Leute fühlen, was sie denken.

Wie wichtig ist neben der Phantasie auch die Leidenschaft?

Schiller sagte: Ohne Leidenschaft gibt es keine Genialität. Das muss sein!

Sprache hat auch mit Leidenschaft zu tun. Sie haben die deutsche Sprache erst als Erwachsener erlernt, schreiben Ihre Romane auf Deutsch. Wäre es in der Muttersprache nicht einfacher?

Schwierig ... Aber ich denke ja. Wenn ich eine Seite auf Arabisch schreibe, benötige ich fürs Korrigieren 20 Minuten. Schreibe ich eine Seite auf Deutsch, brauche ich dafür vielleicht zwei bis drei Stunden. Das ist viel Arbeit. Warum tue ich das? Die deutschen Exil-Literaten haben fast alle ohne Ausnahme geschrieben, dass sie Schriftsteller ohne Publikum sind. Sie haben deutsche Texte und Gedichte geschrieben, aber die Bücher wurden nicht in Deutschland gelesen. Das ist wie ein Mensch, der zwar Zunge und Mund hat und somit reden kann, aber keiner merkt es. Das ist das Problem, wenn du im Exil bist: Man ist irgendwie allein.

Haben Sie im Exil Arabisch geschrieben?

Am Anfang habe ich im Exil viel auf Arabisch geschrieben, zwei Gedichtbände und einen kritischen Band über Literatur und Diktaturen. Aber irgendwann hatte ich den

Eindruck, ich schreibe für mich und für ein paar Schriftsteller, die im Exil leben. Meine Bücher waren in meiner Heimat verboten. Ich fühlte mich einsam, allein, verlassen. Außerdem lebte ich nun in Deutschland und fragte mich: Was mache ich hier in diesem Land? Entweder ich schreibe weiter auf Arabisch oder ich arbeite? Aber was? Ich wollte nie Beamter oder Angestellter werden. Ich bin Schriftsteller. Ich brauche meine Freiheiten. Ich will nur schreiben.

Und das ging mit arabischen Büchern nicht?

Nein. Als ich auf Arabisch schrieb, musste ich nebenbei arbeiten, denn mit arabischen Büchern verdiente ich kaum Geld. Ich arbeitete also als Reinigungskraft, arbeitete in einer Fabrik und habe gleichzeitig Gedichte geschrieben. Irgendwann wurde mir bewusst, ich muss ein neues Publikum suchen. Von 2004 bis 2008 habe ich aufgehört, Arabisch zu lesen, zu schreiben, zu reden – bis ich es geschafft habe, das erste Buch auf Deutsch zu schreiben. Ich glaube, es war für mich notwendig und eine Art Befreiung, die Sprache zu wechseln: Ich brauchte irgendwas in diesem Land.

Einen Anker ...

Ja. Und das war nur durch die Sprache möglich. Es ist immer noch schwierig, auf Deutsch zu schreiben, aber es macht mir Spaß. Ich entdeckte die deutsche Sprache, die deutsche Literatur und die deutsche Kultur dadurch. Es gibt in letzter Zeit auch so eine Art Liebe, eine Art der Zusammen-

gehörigkeit zwischen mir und der deutschen Sprache. Wenn ich schreibe, habe ich den Eindruck, meine Welt verdoppelt sich. Durch die deutsche Sprache entdecke ich mich selbst, meine Welt, meine Kultur ganz neu. Ich gehe mit anderen Worten, mit einer anderen Sprache, mit einem anderen Blick daran.

Es war ja nicht einfach für Sie, in Deutschland ein neues Leben zu beginnen. Das schildert auch Rasul in Ihrem Roman „Der falsche Inder“. Er vergleicht Deutschland mit einer Stadt, die durch eine Mauer aus Eisen umgeben ist. Wie viel Arbeit war es für Sie, in diese Stadt zu kommen?

Ich bin immer noch nicht drin. Das ist die Wahrheit! Deutschland ist schwierig. Aber es kommt darauf an, wo man sich befindet. Denn die Deutschen sind sehr unterschiedlich. Was heißt „Deutschsein“? Das ist schwierig.

Diese Frage stellen auch wir Deutschen uns öfter ...

Wenn ich in Bayern bin, habe ich das Gefühl, das ist ein eigenes Volk, gehe ich nach Berlin, sind die Menschen auch anders, in Brandenburg sind die Menschen wiederum ganz anders als hier in der Pfalz. Ich hatte viele Schwierigkeiten am Anfang in Deutschland. Wenn man kein Geld hat, aus keiner reichen Familie kommt und kein Europäer ist, ist es fast unmöglich, in Deutschland neu anzufangen. Das ist leider die nackte Wahrheit. Da muss man so hartnä-



„Wenn man kein Geld hat, ist es fast unmöglich, in Deutschland neu anzufangen“

ckig sein, so viel kämpfen, um irgendwas zu erreichen.

Hartnäckig sein, kämpfen müssen ... Haben Ihnen die Erfahrungen, die Sie in der Haft und auf der Flucht haben machen müssen, dabei geholfen, in Deutschland Ihren Weg zu finden?

Man ist daran gewöhnt, schlecht behandelt zu werden, leider. Ich wollte anfangs Deutsch lernen, weil ich die Menschen auf der Ausländerbehörde beschimpfen wollte (lacht). Ich habe die Sprache also nicht nur gelernt, um Liebenswürdigkeit, sondern um Wut und Zorn auszudrücken. Es gab Journalisten, die wollten mich als Vorbild für Integration darstellen. Ich bin kein Vorbild für Integration. Was ich erreicht habe, hat mit Normalität nichts zu tun hier in diesem Land. Außerdem hatte ich Glück. Es gab immer Menschen, die mir geholfen haben. Und ich habe es geschafft, weil ich meine eigene Welt gegründet habe und in dieser Welt lebe. Meine Welt umgibt eine Mauer. Es darf nur rein, dem ich es erlaube.

Eine Art Schutzwall?

Ja! Es ist schade, aber das ist die Realität.

Nach allem, was Sie erlebt haben, können Sie heute Deutschland dennoch als ein Stück Heimat sehen?

Ja, auf jeden Fall. Ich habe viele Freunde, ich arbeite gerne mit Deutschen zusammen. Für jemanden, der im Exil lebt, sind Freunde eine Ersatzfamilie. Heimat bedeu-

tet für mich eine persönliche Geschichte. Und ich habe jetzt meine persönliche Geschichte in Deutschland. „Heimat“ ist nicht immer gleichbedeutend mit „schön“. Im Irak war ich im Knast und wurde gefoltert, aber das ist meine Geschichte und ist ein Stück Heimat. Wie auch Deutschland ein Stück Heimat ist.

Ich erlebe Sie in diesem Gespräch als Menschen, der sehr gerne und viel lacht. Wie schaut es mit dem Humor aus: Gibt es Gemeinsamkeiten zwischen Ihrem Heimatland und Deutschland oder nur Unterschiede?

Anfangs gab es schon Schwierigkeiten. Ein Freund sagt immer „Abbas und sein irakischer Humor“, manchmal versteht er mich nicht. Ich hatte anfangs den Eindruck, dass die Deutschen sehr ernst sind. Ich glaube, es liegt daran, dass die Menschen hier nicht gewohnt sind, ständig draußen zu sein. In einem Land, in dem ständig die Sonne scheint, sind die Leute immer draußen. Da gibt es sehr viel Kontakt und sie reden viel miteinander. Und da geht es natürlich auch um Humor und Lachen. In Deutschland ist man nur im Frühling und Sommer draußen und das ist sehr kurz. Räume spielen daher eine große Rolle, deswegen gibt es nicht so viele Kontakte auf der Straße, aber auch nicht so viel Oberflächlichkeit. Durch Oberflächlichkeit entstehen aber so einfache Dinge wie Humor, Banalitäten. Ich merke also immer im Frühling und Sommer, dass

meine deutschen Freunde lebendiger sind. Sie genießen das Leben, sie lachen. Sie befreien sich von ihren Klamotten, von ihren Ängsten. Sie werden andere Menschen und das hat mit dem Wetter zu tun.

Sie waren mittlerweile auch wieder zurück im Irak. Wie erlebt man die Heimat, wenn man nach langer Zeit wiederkommt und wenn man schon ein bisschen deutsch geworden ist?

Man kommt nie an. Man kommt nicht zurück. Man bleibt immer fremd. Egal, wo man gelebt hat. Wenn man im Exil lebt, bleibt man immer im Exil. Es gibt keine Rückkehr, auch seelisch nicht. Man sieht Dinge ganz anders. Man versteht die Welt ganz anders. Orte spielen keine große Rolle mehr, Menschen dagegen schon. Durch das Exil und die vielen Länder, in denen ich in meinem Leben war, ist es ziemlich egal geworden, wo ich mich befinde.

Heimat ist kein Ort für Sie, sondern ein Gefühl?

Ja, das lernt man, wenn man ständig im Exil ist. Zum Beispiel die Zugehörigkeit: Man gehört zu allen und zu niemanden. Als ich 2003 erstmals in den Irak zurückkehrte, war das komisch. Beim Essen haben mich meine Brüder und Schwestern ausgelacht, weil ich anders gegessen habe als sie. Die Art und Weise, wie ich gegessen habe, war ihnen fremd. Auch wie ich gegangen bin, war für sie komisch. Wie ich mit meiner

„Für jemanden, der im Exil lebt, sind Freunde eine Ersatzfamilie“



Mutter, mit ihren Frauen und den Kindern umgegangen bin, war für sie komisch. Nach dem Essen habe ich den Teller in die Küche getragen und alle fingen an zu lachen und fragten sich, was macht er da (lacht). Ich bin höflich und sie fragen mich, was ist mit dir, du warst immer unverschämt (lacht). Bei so vielen Sachen ist man einfach nicht mehr der Alte. Man ist ein anderer geworden, aber man muss sich damit anfreunden. Wenn man das nicht tut, bleibt man das ganze Leben unzufrieden und unglücklich. Man muss akzeptieren, dass man im Exil, in der Fremde lebt. Im Laufe der Zeit wird Exil ein Lebensprojekt. Man lebt darin und baut darin ein neues Leben auf.

Ihre Romane sind stark autobiographisch. Der dritte erscheint Ende Februar. Worum geht es da?

Wir haben heute in der arabischen Welt eine Facebook-Revolution und den arabischen Frühling. Die Leute können einfach miteinander kommunizieren, über YouTube können sie der ganzen Welt zeigen, was gerade auf der Straße passiert. Mein Roman spielt vor dieser Zeit, am Ende des 20. Jahrhunderts. Erzählt wird die Geschichte eines Briefes. Ein politisch verfolgter Iraker lebt in Libyen, und er will einen Brief an seine Geliebte in Bagdad schreiben, was auf dem normalen Postweg wegen der Überwachung durch die Polizei und den Geheimdienst nicht möglich ist. Es gab da-

mals einen illegalen Postweg, ein illegales Netzwerk aus Reisebüro, Taxifahrer, Lastwagenfahrer, über das man Briefe in den Irak schicken konnte. Wie der Brief von einem Land zum anderen in den Irak kommt, ist die Geschichte des Romans. Ob der Brief dann ankommt oder nicht ...

... das werden wir dann lesen ...

... (lacht) ja. Es wird immer die Geschichte desjenigen erzählt, der den Brief in der Hand hat. Dazu gibt es Informationen über die Situation in Libyen, Ägypten, Jordanien, Syrien und dem Irak. Das ergibt ein Bild fast der gesamten arabischen Welt am Ende des 20. Jahrhunderts.

Haben Sie schon ein neues Projekt im Kopf?

Ja, ich werde in Edenkoben im Künstlerhaus daran arbeiten. Ich werde im Februar zwei Wochen durch Deutschland reisen, viele Leute treffen und recherchieren. Es könnte ein Buch über Deutschland werden. Ich habe die Idee und die Struktur im Kopf, die Personen entwickeln sich gerade. Was dann daraus werden wird? Ich lasse mich überraschen, beim Schreiben wird sich alles entwickeln.

Dann wünsche ich Ihnen für dieses Projekt viel kreative Kraft. Herzlichen Dank für das Gespräch!

Abbas Khider ...

... wurde 1973 in Bagdad geboren. Schon mit 19 Jahren verhaftete man ihn wegen seiner politischen Aktivitäten unter Saddam Hussein und warf ihn für mehrere Jahre ins Gefängnis. Nach seiner Entlassung im Jahr 1996 floh er aus dem Irak und hielt sich als „illegaler“ Flüchtling in verschiedenen Ländern auf. Seit 2000 lebt er in Deutschland und studierte Literatur und Philosophie in München und Potsdam. Seine Romane „Der falsche Inder“ 2008 und „Die Orangen des Präsidenten“ 2011 wurden mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Chamisso-Förderpreis. Im Februar 2013 erscheint sein dritter Roman „Brief in die Auberginenrepublik“. Zurzeit lebt Abbas Khider in Berlin und in Edenkoben. Am 17. April um 19 Uhr liest Khider daraus in der Villa Streccius.

Daniel Kehlmann kommt

Sein Buch „Die Vermessung der Welt“ und kürzlich auch der Film zum Buch waren ein Riesenerfolg. Vom 4. bis 6. Juni 2013 wird der Erfolgsautor im Rahmen der Landauer Poetik-Dozentur zum Thema „Literatur und Film“ nach Landau kommen. Nähere Infos zu gegebener Zeit unter www.zkw.uni-landau.de

„Tutoren bauen Brücken“

Tutorien helfen Studierenden, Prüfungen vorzubereiten oder gelernten Stoff noch einmal aufzuarbeiten und zu verdichten. Dr. Helge Batt und Dr. Tobias Seidl vom „Integrierten Schlüsselkompetenz- und Weiterbildungszentrum“ (ISWZ) bilden pro Semester bis zu 40 Tutoren aus. Eingesetzt werden sie in fast allen Fachbereichen.

Tutor zu werden ist gar nicht so leicht. Zumeist bieten Professoren und Dozenten die Stellen nur besonders engagierten Studenten an. Tutor zu sein ist aber auch nicht ohne: „Ich habe damals Kommilitonen Stoff vermittelt, den ich gerade erst selbst erarbeitet hatte“, erzählt Nadine Thomas, heute Doktorandin im Fachbereich Psychologie. Thomas hat in ihrer Studienzeit ein Tutorium zu einer Statistik-Vorlesung angeboten. „Ich wusste ganz genau, wo die Knackpunkte waren, und konnte den Kommilitonen das aus einer anderen Perspektive und mit anderen Worten als der Professor erklären.“ Eine Einrichtung wie das ISWZ gab es damals an der Uni noch nicht. „Ich stand manchmal schon unter Druck“, sagt sie. „Ich hatte ja keine Ausbildung, keine Erfahrung und überhaupt keine Ahnung von Didaktik.“

Abhilfe schaffen kann heute die Tutorenausbildung des ISWZ, eine Teilnahmepflicht für angehende Tutoren gibt es aber nicht. „Das hängt von der Lehrperson ab, ob die Studenten bei uns eine Ausbildung machen müssen oder nicht“, weiß Tobias Seidl, Geschäftsführer des ISWZ. Einmal im Semester bietet das ISWZ eine zweitägige Grundlagenausbildung an. „Dabei werden unter anderem Grundlagen des Lehrens, Methoden, Seminarkonzeption und Veranstaltungspla-

nung vermittelt“, so Seidl. Außerdem bietet das ISWZ thematische Weiterbildungen zu Themen wie Visualisierung oder wissenschaftliches Schreiben für Tutoren an. Aber auch mit Fragen und Problemen könne man sich jederzeit an das ISWZ wenden. „Die Rückmeldung der Teilnehmer sind bisher sehr positiv“, berichtet Seidl stolz. „Es ist erfreulich, dass viele der angehenden Tutoren unsere Veranstaltungen freiwillig besuchen.“

Professor Jan Schneider und Dr. Georg Albert vom Institut für Germanistik bauen auf den Einsatz von Tutoren. „Wir bieten im Bachelorstudiengang Deutsch auf Lehramt in Modulen für höhere Semester Tutorien im wissenschaftlichen Schreiben an“, so Schneider. Als Modulabschlussprüfung stehen in diesen Veranstaltungen nämlich eine Hausarbeit an. „Die Teilnahme an den Tutorien ist freiwillig“, sagt Albert. „Wir hoffen aber, dass die Teilnahme am Tutorium unter anderem auch positive Effekte für die Bachelorarbeit hat.“ Die Lehrenden setzen dabei auch auf das ISWZ. „Die Tutoren werden zwar von uns instruiert, durchlaufen aber in der Regel auch die Ausbildung des ISWZ“, so Jan Schneider. „Außerdem sind wir dabei, Übungs- und Schulungsmaterial zu erstellen, welches von unseren Tutoren bereits

eingesetzt wird und das wir dem ISWZ im Frühjahr zu Verfügung stellen werden.“

Die Vorteile von Tutorien liegen für den Professor und den wissenschaftlichen Mitarbeiter klar auf der Hand. „Die Studierenden bekommen zusätzliche Hilfe“, so Schneider. „Außerdem können die Tutoren dabei Lehrerfahrung sammeln.“ Weitere Vorteile kennt Georg Albert: „Zum einen arbeiten Tutoren auf einer ganz anderen Beziehungsebene“, erklärt er. „Zum anderen können sie auf eigene Erfahrungen zurückgreifen und erfolgreiche Strategien weitergeben.“

Diese Erfahrung bestätigt auch Nadine Thomas, die mittlerweile selbst Seminare und Übungen leitet. „Im Fachbereich Psychologie liegt der Hauptunterschied zwischen Tutorium und Übung darin, dass Tutorien von Studenten und Übungen von Absolventen geleitet werden.“ Dabei könne ein Tutor Dinge anders erklären, da der Tutor meist selbst noch im Lernprozess steckt. „Ich bin heute davon doch schon ein Stück entfernt“, so die Psychologin. „Und wenn ich eine Übung leite, muss ich mich in die Studierenden versetzen können, auch wenn ich alles schon hundert Mal verstanden habe. Das fällt mir manchmal schon etwas schwer.“



Das Leiten von Tutorien bietet Studierenden viele Anreize: „Natürlich fördert so ein Tutorium die Karriere“, erklärt Thomas. „Für mich war es ein Baustein von vielen.“ Erst durch das Tutorium entstanden genauere Vorstellungen darüber, wie ihr beruflicher Werdegang einmal aussehen könnte. „Ich konnte damals die Lehre ausprobieren und habe gemerkt, wie viel Spaß mir das macht“, sagt sie heute rückblickend.

Aber nicht nur Dozenten finden, dass Tutorien eine gute und nützliche Sache sind. „Man lernt für sich selbst unheimlich viel“, berichtet eine Studentin, die im aktuellen Wintersemester ein Tutorium leitet. „Mir fällt es leichter, Diskussionen zu moderieren und eine andere Perspektiven auf bestimmte Inhalte zu bekommen.“ Aber es ist nicht alles rosig: „Das Arbeitspensum ist für mich je nach Thema unterschiedlich hoch. Manchmal wünsche ich mir auch mehr Unterstützung bei der Auswahl neuer Arbeitsmaterialien, da etwa bereitgestellte Texte oft schon älter sind und neue Forschungserkenntnisse so außen vor bleiben“, sagt sie. „Schade ist es dann außerdem, dass so wenige Studierende eine freiwillige Veranstaltung besuchen.“ Dabei könne man manchmal sogar aus dem Tutorium mehr als aus der Vorlesung mitnehmen. „Ich habe

das Tutorium selbst besucht und dabei unheimlich viel gelernt.“ An einer Ausbildung vom ISWZ hat sie nicht teilgenommen. „Das hatte zeitliche Gründe“, so die Studentin. Nadine Thomas bot ihr Tutorium im Sommersemester 2006 ohne jegliche Erfahrung an. „Wenn es das ISWZ damals schon gegeben hätte, hätte ich so eine Ausbildung, wie sie dort angeboten wird, bestimmt ausprobiert“, sagt sie.

Die von Dr. Kirsten Dickhaut in der Romanistik eingesetzten Tutoren durchlaufen alle die Ausbildung des ISWZ. „Bisher waren unsere Tutoren sehr überzeugt von dem Angebot.“ Außerdem hat sie gemeinsam mit dem ISWZ und dem Sprachlernzentrum das Projekt „Verstehen lernen“ initiiert. Dabei setzt sie muttersprachliche Tutoren ein, sodass Studierende ihre Fremdsprachenkenntnisse, aber auch Hörverstehen und Ausdrucksvermögen trainieren können.

Den Nutzen von Tutorien bringt Dickhaut auf den Punkt: „Tutorien bauen Brücken“, sagt sie. Es gäbe Feedback in beide Richtungen. „Tutorien unterstützen das Vertrauen und die Kommunikation zwischen Lehrenden und Studierenden.“ (slo)

Was müssen Tutoren in der Lehre beachten? Welche Faktoren sind wichtig im Rollenverhältnis zwischen Lernenden und Lehrenden? Am ISWZ lernen Tutoren grundlegendes Wissen zur Hochschuldidaktik.

Talkshows: Zu wenig Substanz

Es wird ununterbrochen geredet auf Deutschlands TV-Kanälen – oder auf Neudeutsch: getalkt. Studierende der Landauer Universität haben sich im Sommersemester 2012 intensiv mit dem Genre der Talkshow unter dem Blickwinkel der Politikvermittlung beschäftigt.



Allein im Ersten gibt es fünf prominent platzierte Talkshows in der Woche.

„Gelungene Talks gehören zu den Sternstunden des Fernsehens, zu Festen der Demokratie. Kein anderes Format kann dem Volk seine Vertreter näher bringen“, sagte ein Journalist und häufiger Talk-Gast bereits 2006 gegenüber der Zeitschrift *politik & kommunikation*. Aber: Diese Sternstunden sind selten, so die Bilanz der Analyse von 22 Talk-Formaten. Eine überschaubare Zahl von Gästen wechselt sich in regelmäßigen Abständen ab, der Faktor „Gesichtsbekanntheit“ und „kalkulierte Positions-Rolle“ hat eine zentrale Bedeutung bei der Besetzung und Auswahl der Gäste. Die Themen und Inhalte der Sendungen sind allzu oft reaktiv, reflektieren erwartbare Gedanken, die in das bewährte Muster „Kasperle“ und das „Krokodil“ passen. Interessante, argumentativ gestützte Wortduelle und überraschende Sichtweisen haben Seltenheitswert, so das Ergebnis der Landauer Studie.

Im Rahmen eines Seminars am Campus Landau beschäftigten sich 35 Studierende im Sommersemester 2012 mit der „Talk-Re-

publik“. Ihr Anliegen war es, dem Fernsehphänomen der Talkshow näher zu kommen, es zu durchdringen und die heimlichen redaktionellen Logiken der Macher zu entschlüsseln.

Hierfür setzten sich die Studenten intensiv mit der gesamten Bandbreite der TV-Talks auseinander. Sie untersuchten die Marktführer Günther Jauch, Anne Will oder Maybritt Illner ebenso wie unbekanntere Formate der privaten Sender oder aus den Dritten Programmen (zum Beispiel Münchener Runde, BR, Kölner Treff, WDR, oder Bei Brendler!, n-tv). Auch neuen Ideen des Genres, die allzu oft das Prädikat „Nonsens“ erhalten, gingen sie nach (zum Beispiel Roche&Böhmermann, ZDFneo).

Die Studenten kommen zu dem Schluss, dass eine Talkshow die größte Chance besitzt, einen Beitrag zur politischen Willensbildung zu leisten, wenn sie eigene Erkenntnisse der Zuschauer durch die Präsentation vielfältiger Argumente zu den Sachthemen ermöglicht und fördert. Der

Zuschauer soll nicht nur durch die emotionale Bestätigung seines bisherigen Standpunktes bei Laune gehalten werden. Wenn Themen journalistisch sauber aufbereitet werden, kommen neue Blickwinkel in eine Diskussion.

Recherchierte Fragen und klare Schwerpunkte bieten die Chance für überraschende Sichtweisen. Die Themen einer Talkshow müssten nicht zwangsläufig die lautesten auf der politischen Agenda sein, um Beachtung zu finden. Die Redaktionen der Talkshows müssten mutiger werden, eigene Themen-Akzente setzen, unverbrauchte Köpfe präsentieren und so über den Tellerrand des Mainstreams der Politik-Berichterstattung hinaus blicken, so die Studierenden. Dabei gilt: Information und Unterhaltung schließen sich nicht aus, beide Pole können sich ergänzen.

„Mit der Analyse der Programm-prägenden Talkshows werden überprüfbare Bewertungskriterien jenseits der Quote vorgelegt, die eine differenzierte und sachliche Diskussion über das derzeit umstrittenste Format des deutschen Fernsehens ermöglichen“, sagt Thomas Leif, Honorarprofessor in Landau und Leiter des Seminars und Initiator des Projekts. So ist ein Leitfaden entstanden, damit aus der Masse der Talkshows wirklich Feste der Demokratie werden (können). (svw)

Die Broschüre „Die Talk-Republik. Köpfe, Kritiker, Konzepte“ kann unter www.talk-republik.de kostenlos heruntergeladen werden. Dort und unter www.facebook.com/TalkRepublik gibt es viele weitere Zusatzinformationen zum Streit-Thema „Talkshows“.

Print-Exemplare der Dokumentation liegen am Institut für Sozialwissenschaften, Abteilung Politikwissenschaft, Frank-Loebches-Haus aus.



Kolumne des Universitätspräsidenten

Januar 2013

Es weht ein rauer Wind durch die Hochschullandschaft

Seit einigen Jahren sind deutliche Veränderungen in der deutschen Hochschullandschaft zu beobachten. Viele sind durch die Politik induziert. So stellt Vater Staat immer häufiger die Gießkanne in die Ecke und verteilt Finanzmittel für die Wissenschaft nach Wettbewerbskriterien. Prominentestes Beispiel ist die Bund-Länder-Exzellenzinitiative. Auch das Land Rheinland-Pfalz bedient sich dieses Prinzips, zum Beispiel bei seiner Forschungsinitiative.

„Konkurrenz belebt das Geschäft“ heißt es und tatsächlich hat der Wettbewerb um staatliche Ressourcen viel Energie und Kreativität in den Hochschulen freigesetzt und führt auch häufig dazu, dass Ressourcen effektiver und effizienter eingesetzt werden. Doch jede Medaille hat bekanntlich zwei Seiten.

Zur Kehrseite gehört, dass sich immer mehr Universitäten einseitig über die Forschung definieren, eine Tendenz, die durch Programme wie die Exzellenzinitiative noch verstärkt wird. Gleichzeitig fördern Bund und Länder die Nachfrage nach einem Studienabschluss, da die deutsche Wirtschaft mehr Hochschulabsolventen benötigt. Der Hochschulpakt lässt grüßen. Hier erscheint mir die Politik nicht schlüssig zu sein, zumindest kommt die Exzellenz in der Lehre zu kurz.

Vor einigen Wochen hat sich die Gruppe U 15 gegründet. Dahinter verbirgt sich ein Zusammenschluss von, nach eigener Einschätzung, 15 „großen, forschungsorientierten und medizinführenden Universitäten in Deutschland“, die „künftig ihre strategischen Interessen gemeinsam vertreten“ wollen. Fast alle sind Gewinner der Exzellenzinitiative und haben nach deren Auslaufen dementsprechend viel zu verlieren. Jetzt ist verstärkte Lobbyarbeit zwecks Ressourcensicherung angesagt, aus Sicht der U 15 eine nachvollziehbare Initiative. Allerdings „ringen“ diese „forschungsstarken, fachlich breit aufgestellten Universitäten zurzeit besonders mit dem Studierendenaufwuchs, der inzwischen eine für die Forschungsuniversitäten gefährliche Größe erreicht hat“, wie einer Verlautbarung zu entnehmen ist. Folglich sollen Bund und Länder für eine „nachhaltige Finanzierung der forschungsgeleiteten Leh-

re“ sorgen, da nur so „die wissenschaftliche Qualität“ gesichert werden kann. Also weiterhin viel Geld für wenige Universitäten, an denen nur eine Minderheit der mehr als 2,5 Millionen Studierenden eingeschrieben ist?

Vor dem Hintergrund klammer staatlicher Haushalte und der Schuldenbremse muss hier die Frage von Verteilungsgerechtigkeit und fairen Wettbewerbsbedingungen zwischen den Hochschulen gestellt werden. Eine mittelgroße Profiluniversität wie die Universität Koblenz-Landau kann und will sich nicht mit einer großen Volluniversität vergleichen. Doch auch für unsere Universität gilt die Einheit von Forschung und Lehre und auch unsere Studierenden haben Anspruch auf eine auf Forschung basierenden Lehre. Wir scheuen keine Wettbewerbe, aber wir müssen zumindest die Chance haben, dabei zu punkten. Bei Mega-Programmen sind die Chancen zwischen großen Voll- und kleineren Profiluniversitäten nicht fair verteilt.

Mit der U 15 und der bereits 2006 gegründeten TU 9 (die „neun führenden Technischen Universitäten“) haben sich vermeintliche „Big Player“ formiert. Um die Wettbewerbsbedingungen zu verbessern, gehört die Universität Koblenz-Landau zu den Gründerinnen des „Netzwerk Mittelgroße Universitäten“, dem sich inzwischen 17 Universitäten angeschlossen haben. Wir wollen einer Hierarchisierung der deutschen Hochschullandschaft entgegenwirken, die in letzter Konsequenz dazu führt, dass einigen wenigen forschungsorientierten „Elite-Universitäten“ viele Lehruniversitäten ohne nennenswerte Forschung gegenüber stehen. Eine solche Konzentration führt zwangsläufig zu einem Verlust an Vielfalt, die aber die Wissenschaft braucht. Hier ist die Politik gefordert, die entscheidend für Rahmen- und Wettbewerbsbedingungen und die Finanzierung sorgt. Aber schlüssige Konzepte scheinen noch zu fehlen.

Roman Heiligenthal

Prof. Dr. Roman Heiligenthal
Universitätspräsident

Ziel: Von der Kunst leben

In loser Folge werden in NeuLand junge Künstler vorgestellt, die ihre akademische Ausbildung an der Landauer Universität durchlaufen. Daniel Odermatt studiert an der Universität in Landau im Master Kunst und Biologie, doch am liebsten würde er sich nur der Kunst widmen und malen. Ob man davon leben kann? Daniel befindet sich auf dem besten Weg dahin.

Daniel Odermatts Werke wirken sehr real, fast wie Fotografien. „Naturalistische Malerei“ nennt sich das im Fachjargon. Seine Gemälde zeigen immer Freunde und Bekannte in verschiedenen Situationen und bei unterschiedlichen Handlungen. Dabei sollen „Gedanken verbildlicht und zwischenmenschliche Beziehungen sichtbar gemacht werden“, erklärt der gebürtige Speyerer. Und doch sind seine Gemälde abstrakt gehalten, so solle genug Spielraum für Interpretationen bleiben.

Wie viel Arbeit hinter einem solchen Werk steckt, demonstriert Daniel Odermatt mit einer Slideshow am PC. „Alles beginnt mit einer Idee“, sagt er. „Wenn ich mir dann überlegt habe, wie ich die Idee darstellen will, mache ich inszenierte Fotografien mit den Personen, die ich malen möchte.“ In einem nächsten Schritt entstehen digitale Skizzen am PC. Erst ganz am Schluss wird der Pinsel geschwungen. Und das sehr intensiv: Täglich arbeitet er bis zu zehn Stunden an seinen Werken.

Der 29-Jährige ist von der Kunst vorbelastet: „Mein Vater hatte eine Galerie, mein Urgroßvater hat viel gezeichnet“, erzählt er. „So kam ich schon früh in den Kontakt mit Bildender Kunst.“ Nach einem kurzen Ausflug ins Studium des Bauingenieurwesens nahm er 2005 in Landau sein Kunststudium auf.

„Als ich damals in Landau anfang, konnte ich nur das Nötigste“, sagt er. „Seinen eigenen Stil zu entwickeln, dauert Jahre.“ Dass er ihn gefunden hat, beweisen seine zahlreichen Arbeiten und die Auszeichnungen, die er dafür bekommen hat. „Irgendwann macht es Klick und du weißt, das ist dein Ding“, erklärt er lächelnd. „Bisher lief das



Hat mit seiner Kunst die Jury des Pfalzpreises für den Nachwuchspreis in der Kategorie Malerei überzeugt: der Landauer Kunststudent Daniel Odermatt.

nach dem Trial-and-Error-Prinzip“, so Daniel Odermatt. „Intensiv beschäftige ich mich mit der Malerei erst seit 2010.“

2012 gewann er den Pfalzpreis (Nachwuchspreis) in der Sparte Malerei. Als Gewinn winkt ihm und dem Gewinner des Hauptpreises eine Ausstellung im Museum Pfalzgalerie in Kaiserslautern vom 30. Juni bis zum 4. August. Damit wird für den Künstler ein Traum wahr: „Ich wollte schon immer in einem Museum alleine ausstellen können“, sagt er. Denn in der Kunst hänge nicht alles nur vom Können ab, man müsse auch an die richtigen Leute geraten. „Förderung ist extrem wichtig“, weiß Daniel Odermatt. „Leider werden viele Künstler nicht

entdeckt, weil sie nicht genug Hilfe bekommen.“ Er hat für 2013 ein Arbeitsstipendium der „merkel collection and foundation“. „Die Merkels sind ein Sammler-Ehepaar, das Bilder ankauft und so die Künstler finanziell unterstützt“, erklärt er. So kann er etwas entspannter an seiner Karriere arbeiten. „Nicht viele können von ihrer Kunst leben“, weiß Daniel Odermatt. „Momentan habe ich dieses Glück.“ Und doch ist er sich darüber bewusst, dass schon morgen alles vorbei sein kann. Deshalb versucht er nun, bekannter zu werden. Daniels wichtigstes Gebot dabei lautet: „Wer auf Dauer mit Kunst erfolgreich sein möchte, muss unbedingt am Ball bleiben.“ (slo)

Erster Slam-Landessieger

Im Oktober richtete das Zentrum für Kultur- und Wissensdialog (ZKW) der Universität die ersten Slam-Landesmeisterschaften der Bundesländer Rheinland-Pfalz und Saarland aus. Für die Stadt Landau ging unter anderem Nektarios Vlachopoulos an den Start und holte den Meistertitel mit ausgeklügelten und pointiert vorgetragenen Texten. Der 25-Jährige studiert Germanistik und Anglistik, trägt regelmäßig Texte bei Poetry-Slams vor und ist Mitglied der Lesebühne „Die Vollversammlung“. **Sarah Ochs** sprach mit Nektarios nach dem Finale des dreitägigen Slam-Festivals.

NeuLand: Nektarios, du hast die Landesmeisterschaft gewonnen. Was bedeutet dir der Preis?

Nektarios Vlachopoulos: Ich freue mich natürlich riesig! Gerade weil auch das Teilnehmerfeld so stark war, fühlt man sich da ganz besonders wertgeschätzt.

Wie bist du zum Poetry-Slam gekommen?

So wie jeder andere auch zum Slam gekommen ist, denke ich. Das ist auch schon wieder fünf Jahre her. Damals bin ich zu einem Slam gegangen, hab mir das angeguckt, fand das super und hab dann mitgemacht.

Erinnere dich mal an deinen ersten Slam: Warst du denn gar nicht nervös?

Doch, natürlich. Ich war sogar super nervös.

Mittlerweile bist du schon fast ein alter Hase in der Slammer-Szene. Immer noch so nervös vor deinen Auftritten?

Inzwischen ist es nicht mehr so schlimm. Ich weiß ja, was auf mich zukommt, und kann ganz gut damit umgehen. Nervös bin ich nur noch bei besonderen Anlässen oder wenn ich einen Text zum ersten Mal vortrage.

Du gibst auch Workshops in Schulen und an Universitäten. Was versuchst du, den Teilnehmern beizubringen?

Ich versuche sicher nicht, jemandem das Schreiben beizubringen. Das kann man entweder oder man kann es nicht. Oder um es anders auszudrücken: Poet ist man oder eben nicht. Ich möchte bei meinen Workshops auch niemandem die Arbeit



Seine Stärken sind seine pointierten Texte und seine Bühnenpräsenz. Damit sicherte sich Nektarios Vlachopoulos den Titel der ersten Slam-Landesmeisterschaften Rheinland-Pfalz und Saarland.

abnehmen. Ich versuche, den angehenden Slammern die Scheu vor der Bühne und dem Auftritt zu nehmen.

Wie machst du das?

Indem wir Aufwärmspiele spielen, indem wir mit diversen Übungen die Stimme, die Choreographie und die schauspielerischen Qualitäten trainieren und natürlich, indem ich die Teilnehmer ganz einfach mit ihren frisch geschriebenen Texten auftreten lasse.

Du hast ja auch mal einen Workshop hier an der Universität gegeben ...

Ja, das stimmt. Da hat Indiana Jonas teilgenommen und das war sein Start in den Slam. Schon als ich seinen ersten Text gehört habe, dachte ich, dass ich ihm nichts beibringen muss. Der hat Talent und schreibt tolle Texte.

Worauf kommt es bei einem guten Slam-Text an?

Ich würde sagen, es kommt in erster Linie auf Authentizität an. Wenn man nicht hinter dem steht, was man vorträgt, und nur Beifall erhaschen will, spüren das die Leute und strafen das entsprechend ab ...

Was hältst du von Dr. Anja Ohmers Idee, den Poetry-Slam in den Deutschunterricht zu integrieren?

Das ist auf jeden Fall eine tolle Idee, um jugendlichen Poesie näherzubringen. Außerdem wird die Slam-Szene immer größer und professioneller. Selbst Verlage beachten das schon. Die Wissenschaft hat sich bisher scheinbar dagegen gesträubt. Umso toller, dass sich auch mal eine Universität dem Poetry-Slam widmet.

E-Mail aus ... Gabs

In loser Folge berichten Studierende in der Reihe „E-Mail aus ...“, wie es ihnen bei ihrem Auslandsstudium an den Partner-Hochschulen der Landauer Universität ergeht, wie das Studium vor Ort ist, wie sie Stadt, Menschen und Kultur erleben.

Liebes NeuLand,

so schnell gehen fast fünf Monate vorbei: Heute ist unser letzter Abend in Gabs, Botswana. Ein Auslandssemester mit Höhen und Tiefen auf dem afrikanischen Kontinent geht zu Ende.

Aber von Anfang an: Nach einer fast 15-stündigen Reise, Botswana hat leider keinen internationalen Flughafen, kamen wir ziemlich müde und frierend in Gaborone an – losgeflogen bei gefühlten 40 Grad im deutschen Hochsommer und hinein in den doch überraschend kalten südafrikanischen Winter.

Der erste Eindruck vom Wohnheim „Las Vegas“ – ein Schock, ein karges 12 qm Zimmer, mit simpler Ausstattung: Bett, Schreibtisch, Schrank und Pinnwand. Doch wir lebten uns auf jeweils 6 qm recht schnell ein, denn wir versuchten, mit Kühlschrank, Wasserkocher und diversen bunten Postern alles wohnlich zu gestalten.



Jennifer Leisk und Laura Hübner beim Abschlussessen am Ende ihres Botswana-Aufenthaltes.

Auf dem großen Campus war es am Anfang relativ schwierig, sich zu orientieren, sehr viele neue Gebäude und Baustellen, aber auch ein großer Olympia-Pool befinden sich auf dem Gelände. Im English-Department, wo die meisten unserer Kurse stattfanden und sich die Büros der Dozenten befinden, hielten wir uns so gut wie jeden Tag auf. Ein Highlight des UB-Campus ist die mehrstöckige und sehr gut sortierte Bibliothek. Die zwei Mensen „Curry Pot“ und „Mogul“ sind im Vergleich zur Landauer Mensa doch etwas anders: Das Essen dort ist nicht so vielseitig, es gibt jeden Tag Hühnchen, Leber, Reis und Nudeln. Frisches Gemüse oder Salat sucht man vergeblich.

Im Studium an der University of Botswana sind im Gegensatz zu Landau in den Kursen ständige Leistungsnachweise zu erbringen,

in Form von Hausaufgaben, Referaten, Tests und schriftlichen Hausarbeiten. Am Ende des Semesters finden zweistündige Abschlussklausuren statt.

Neben dem Lernen konnten wir aber auch viel erleben und reisen. Das International Office hat für uns Studierende aus aller Welt einige Exkursionen organisiert, auf denen wir Land, Leute und Kultur kennen lernen konnten. Nach der Hälfte des Semesters hatten wir eine Woche Ferien, in denen wir das berühmte Okavango Delta und die Victoria Falls bereist haben – ein Muss, wenn man sich im südlichen Teil Afrikas aufhält.

„Combis“ (Minibusse) sind das Hauptverkehrsmittel in Botswana. Wer keine Platz- und Berührungsangst hat und etwas Geduld mitbringt, kann so günstig von A nach B kommen. Der Combi kostet 3,30 Pula, umgerechnet 3,50 Euro. Wer komfortabler reisen möchte, nimmt das Taxi. Und da wir gerade bei „Geduld“ sind, die Uhren in Afrika laufen definitiv langsamer. Deutsche Pünktlichkeit ist nicht vorhanden, ich glaube, wir haben zusammengerechnet mindestens eine Woche nur mit Warten verbracht.

Botswana ist ein weitentwickeltes und demokratisches Land. Jeder Bürger hat Zugang zu sauberem Trinkwasser und die meisten sind auch an das Stromnetz angebunden. Doch darf man nicht vergessen, dass es einige wenige sehr Reiche gibt, die in Politik und Wirtschaft tätig sind, doch der Großteil der Bevölkerung, gerade in ländlichen Gegenden, eher in bescheidenen bis ärmlichen Verhältnissen lebt. Die Bevölkerung ist im Allgemeinen sehr freundlich und immer hilfsbereit, sehr extrovertiert, laut und auch zu spontanen Tanzeinlagen bereit, aber manchmal auch etwas aufdringlich und zu neugierig gegenüber uns „Weißen“, denn hier sind wir die Exoten. Nur zirka ein Prozent der Bevölkerung ist weiß. Allerdings gibt es eine größere indische und chinesische Community. Der Großteil der Bevölkerung ist sehr gläubig, es gibt unzählige Kirchen, Moscheen und andere religiöse Gemeinschaften.

Alles in allem ist Afrika nichts für zartbesaitete Gemüter, doch sind wir der Uni Landau sehr dankbar, dass sie es uns ermöglichte, diese tolle Erfahrung zu machen.

*Bis bald,
Laura und Jennifer*

PS: Glücklicherweise hatten wir heute eine recht stabile Internetverbindung, um diese E-Mail nach Deutschland zu senden: Wir haben hier gelernt, dass Internet ein Privileg und keine Selbstverständlichkeit ist!

Uni-Shirts weltweit

Das Uni-Shirt auf mehreren Kontinenten: Südamerika, Asien und sogar gleichzeitig zwischen Amerika und Europa.

Dank der NeuLand-Fotoaktion sind die Uni-Shirts nicht mehr nur auf dem Campus der Uni oder in Landau selbst zu sehen. Nein, weltweit kann man sie mittlerweile bewundern ...

Professor Dr. Christoph Zuschlag vom Institut für Kunstwissenschaft und Bildende Kunst hatte es auf dem größten Bauwerk der Welt an, der Chinesischen Mauer. Linda Bolle, die in Landau Umweltwissenschaften studiert, trug es beim Angeln der gefräßigen Piranhas im peruanischen Amazonas. Und Sylke Müller, die ebenfalls Umweltwissenschaften studiert, steht mit dem Uni-Shirt im Nationalpark Þingvellir, eine der Hauptattraktionen Islands – und zwar genau an der Riftzone, dem Gebiet zwischen der nordamerikanischen und eurasischen Kontinentalplatte, wo der mittelatlantische Rücken an die Erdoberfläche tritt.

Lust bekommen, sich und Ihr Uni-Shirt vor einer Sehenswürdigkeit zu fotografieren? Und uns Ihr Foto zu schicken? Dann bitte an die Redaktion mailen: theil@uni-koblenz-landau.de.

Wir freuen uns, noch mehr reise- wie fotofreudige Leserinnen und Leser zu präsentieren. Unter allen Einsendern verlosen wir: ein Uni-Sweatshirt, ein Uni-T-Shirt und eine Uni-Tasse.

Uni-Shop

Den Uni-Shop finden Sie im Gebäude K, Erdgeschoss, Raum Nr. 1.02 (Erdgeschoss, linker Flügel). Geöffnet hat der Shop in der Vorlesungszeit mittwochs und donnerstags jeweils von 10 bis 13 Uhr, in der vorlesungsfreien Zeit nur mittwochs von 10 bis 13 Uhr.



Prof. Dr. Christoph Zuschlag auf der Chinesischen Mauer bei Beijing.



Linda Bolle hat im peruanischen Amazonas einen Piranha geangelt.



Sylke Müller an der Riftzone im Nationalpark Þingvellir auf Island.

Termine

01.03.2013, 19 Uhr

Landauer Akademiegespräche

„Fundamente der Freiheit: Weltanschauliche Grundlagen des säkularen Staates“

Mit: Prof. Dr. Bernhard Vogel (Ministerpräsident a.D.), Prof. Dr. Johano Strasser (Präsident des PEN Zentrums Deutschland), Dr. Günther Beckstein (Ministerpräsident a.D. angefragt)

Audimax

06.03.2013, 19 Uhr

1. Hambacher Gespräch

Vom demokratischen Nationalstaat
zum demokratischen Europa?

Hambacher Schloss

10.04.2013, 10 Uhr

Matinée zur Begrüßung der Erstsemester
Hörsaal I und II

Ab 10.04.2013

Orientierungstage für Studienanfänger, geöffnet für
interessierte Schüler

Infos unter: www.infotage.uni-landau.de

18.04.2013

Landauer Poetry-Slam

Universum-Kinocenter

Informationen demnächst: www.zkw.uni-landau.de

15.05.2013, 19 Uhr

2. Hambacher Gespräch

Alle Staatsgewalt geht vom Volk aus. Legitimation durch Wahlen
und Abstimmungen?

Hambacher Schloss

27.05.2013

PowerPoint-Karaoke

Ort und weitere Informationen demnächst: www.zkw.uni-landau.de

04. bis 06.06.2013

Landauer Poetik-Dozentur „Literatur und Film“
mit Daniel Kehlmann

Informationen demnächst: www.zkw.uni-landau.de

23.10.2013, 19 Uhr

3. Hambacher Gespräch

Gestaltungsstaat oder Gewährleistungsstaat?
Hambacher Schloss

04.12.2013, 19 Uhr

4. Hambacher Gespräch

Staat der Alten? Generationengerechtigkeit als Herausforderung
Hambacher Schloss

Weitere Termine unter www.uni-koblenz-landau.de/aktuell

Impressum

Herausgeber

Referat für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Universität
Koblenz-Landau, Campus Landau, Fortstraße 7, 76829 Landau

Redaktionsteam

Kerstin Theilmann (ket) (verantw.)
Wilfried Dorsch (wdo), Bernd Hegen (bhe),
Sarah Ochs (slo), Sven Wenzel (svw)

Layout

Medienzentrum Campus Landau, Berend Barkela

Fotos

Titelseite, Seite 2, 3, 9, 10, 11, 12, 17 Karin Hiller/Medienzentrum,
Seite 4 und 6 Anna Kloczowska, Seite 7 Landesgartenschau
GmbH, Seite 13 ISWZ, Seite 14 dpa/ARD/Marco Grob, Seite 16
Daniel Odermatt, Seite 18 privat, Seite 19 privat

Kontakt

Kerstin Theilmann
Tel. 06341 280-32219, E-Mail: theil@uni-koblenz-landau.de

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit verwenden wir in unseren
Artikeln die männliche Form. Damit sind stets Frauen und
Männer gemeint.

Die Redaktion behält sich die Kürzung und Überarbeitung
von Texten vor. Die Meinung einzelner Autorinnen/Autoren
gibt nicht immer die Meinung der Redaktion wieder.